Eine Trennung unter Freunden

Pegasus ist eine der erfolgreichsten Bands der Schweiz. Nun verlassen bald zwei Mitglieder die Gruppe.

Michael Graber

Jetzt sitzen sie also im Bieler Café du commerce. «200 Meter von hier», sagt Noah Veraguth, habe «alles angefangen». Es geht um Pegasus, eine der erfolgreichsten Schweizer Bands. Eben erst mit dem Zirkus Knie auf Tour gewesen. Gegründet 2003. Als Band von Freunden, die in derselben Strasse in Biel aufgewachsen sind.

Pegasus in der jetzigen Form gibt es nicht mehr lange. Zwei der Freunde wollen nicht mehr. Gabriel Spahni und Simon Spahr verlassen die Band Ende 2025. Im Guten, wie sie betonen, ohne böses Blut. Und doch ist es eine Art Scheidung. Wie bei einem langjährigen Paar, wo sich die Liebe ausgeschlichen und zu viel Routine eingeschlichen hat.

«Es fühlt sich schon etwas komisch an, jetzt über das sprechen zu müssen», sagt Veraguth. «Wir haben diese Entscheidung nun lange mit uns selbst mitgeschleppt, es ist gut, können wir sie jetzt kommunizieren», sagt Spahr. Und Stefan Brenner sagt: «Es wird schon spannend sein, was das mit uns macht.» Am runden Tisch im Bieler Café wird schnell klar: Alle sind sehr bemüht, das jetzt anständig über die Bühne zu bringen. Die Freundschaft zueinander, so sind sich alle sicher, werde das nicht zerstören.

«Der Film tut mir schon weh»

Über den Trennungsprozess gibt es einen Film. «Pegasus: Eine Band macht Schluss … und wie die Geschichte weitergeht» heisst er und wird am Freitag um 22.15 Uhr auf SRF2 ausgestrahlt. Der Luzerner Filmemacher Ivo Amarilli wollte die Band bei der Produktion ihres neues Albums und der Tour mit dem Zirkus Knie begleiten. Mitten während der Dreharbeiten eröffnet Spahni seinen Kollegen, dass er aussteigen werde.

Und vom etwas gemächlichen Dok wird es zum Drama. Es ist ein toller Musikfilm geworden. Sehr nahe an den Menschen, sehr nahe an den Gefühlen. «Wir waren ja bisher eher so, dass wir lieber die Musik für uns sprechen liessen und nicht die Personen in den Vordergrund stellten», sagt Veraguth, «und jetzt: Bumm.» Die Band habe viel diskutiert, ob sie tatsächlich will, dass sie filmisch begleitet wird. Am Ende haben sie sich – zum Glück – dazu entschieden, weiterzumachen.

«Der Film tut mir schon weh», sagt Brenner. «Ich weiss nicht, ob ich ihn noch einmal anschauen werde», sagt Spahr. «Trotzdem war es auch für uns wichtig, dass wir diesen Prozess so begleitet haben», sagt Spahni. «Ich glaube, man bekommt einen guten Einblick in Band und Gefühlslage», sagt Veraguth.

Es kling wie ein Break-up-Album

In der besten Szene des Films sehen wir die Band, wie sie nach der Ausstiegsankündigung von Spahni zum ersten Mal wieder gemeinsam auf die Bühne geht. Beim Zirkus Knie in Bern. Es ist eine Mischung aus Anspannung, Nervosität, Ratlosigkeit, Pragmatismus und Aufbruch, die durch die Bildschirme spürbar ist. «Ich will nicht, dass wir angeschlagen wirken», sagt Veraguth im Wohnwagen vor der Show. Spahni entgegnet: «Das werden wir auch nicht.» Veraguth: «Aber ich fühle mich angeschlagen.»

Pegasus, das wiederholt die Band in Biel immer wieder, sei mehr als die vier Personen, aus denen die Band besteht. «Es sind die Songs», sagt Spahni. «Es ist die Fähigkeit, diese so auf den Punkt zu bringen, dass die Begeisterung spürbar ist», sagt Spahr. «Es wird weitergehen», sagt Brenner. «Aber darüber will ich mir im Moment noch gar keine Gedanken machen. Zuerst haben wir noch ein Album und viele Shows», sagt Veraguth.

«Twisted Hearts Club» heisst die neue Platte. Geschrieben und produziert grösstenteils vor dem Bruch. Und trotzdem hört es sich über weite Strecken wie ein Break-up-Album an. «Cause I found all I need in you / So why don't you stay here», heisst es bereits im ersten Song. «I lost the best thing I ever owned» in der Vorab-Single «How Much Can a Heart Break».

«Ich weiss, dass das esoterisch klingt, aber ich glaube wirklich, dass ich im Unterbewusstsein beim Schreiben der Songs vielleicht schon feine Signale gespürt habe», sagt Veraguth. In praktisch jedem der gewohnt grossflächigen Pop-Songs duftet es nach Abschied und leichter Traurigkeit. Obwohl es eigentlich allen ganz gut gehe, wie alle versichern.

Pegasus haben ein Händchen für eingängige Songs, die Emotionen transportieren. Offensichtlich auch unterbewusste. Es ist ein gutes Album geworden. Wie wird es sein, diese Herzschmerz-Balladen an Konzerten zu spielen, jetzt wo die Band in der jetzigen Form ein Ablaufdatum hat?

Pegasus sind (derzeit noch): Simon Spahr, Gabriel Spahni, Noah Veraguth und Stefan Brenner (von links). Bild: zvg

Brenner denkt kurz nach: «Frag mich das doch wieder beim zweitletzten Konzert.» Sie seien Profis genug. «Als Musiker musst du immer mal wieder auf die Bühne, wenn es dir nicht so gut geht, und das haben uns die Leute nie angemerkt», sagt Spahr. «Noch dauert das ja eine Weile», sagt Veraguth.

Brenner und Veraguth machen weiter mit Pegasus. Wer die beiden an Bass und Gitarre ersetzt, wissen sie noch nicht. «Darum geht es jetzt auch noch nicht», sagt Veraguth. «Es wird weitergehen mit der Band, dafür sind diese Songs zu gut», sagt Spahr. «Pegasus ist grösser als wir alle», sagt Spahni.

Beide geben als Gründe für den Ausstieg an, dass es nach so vielen Jahren in einer Band Zeit werde, mal etwas anderes zu machen. Auch hier gibt es noch viele Fragezeichen, noch keine konkreten Pläne. Pegasus sei ein Vollzeitprojekt seit vielen Jahren, vieles musste der Band untergeordnet werden. Das allerdings gerne, wie sie betonen. Bis jetzt.

«Hat uns zusammengeschweisst»

«Vielleicht stand die Band unserer Freundschaft manchmal sogar im Weg», sagt Spahr. «Wir haben uns eigentlich nur noch im Bandkontext getroffen», sagt Brenner. «Ich glaube, seit wir im Sommer diesen Schritt beschlossen haben, hat sich unsere Freundschaft nur noch verstärkt», sagt Spahni. «Das finde ich auch. Zusammengeschweisst», sagt Veraguth.

«Wir waren nie die Band, die zusammen bräteln ging und über das Leben gesprochen hat», sagt Spahni. «Das ist eine gute Idee, vielleicht sollten wir bald mal bräteln gehen», sagt Veraguth. Alle lachen.

Er fotografierte als Erster die «Schwulenseuche»

Oliviero Toscani warb mit magersüchtigen Models und Aidskranken für die Modemarke «Benetton». Nun ist er mit 82 Jahren gestorben.

Daniele Muscionico

Vor genau einer Woche schloss die weltweit letzte grosse Ausstellung von Oliviero Toscani, sie befand sich in Zürich, im Museum für Gestaltung. Das war kein Zufall. In der Schweiz begann die Karriere eines Agent Provocateur, der die Werbung und die Wertmassstäbe seiner Zeit dehnte wie keiner. Oliviero Toscani, 1942 in Mailand geboren, Sohn einer einflussreichen Fotografendynastie, hatte in den 60er-Jahren an der damaligen Kunstgewerbeschule Zürich Fotografie studiert.

Kindern war das Betreten seiner grossen Retrospektive nur in Begleitung Erwachsener erlaubt. Denn da waren sie versammelt, die Bilder seiner Zumutungen aus einer Zeit, als sie noch erlaubt waren und öffentlich gezeigt werden durften: das blutgetränkte T-Shirt eines gefallenen bosnischen Soldaten; das ikonische Porträt des aidskranken David Kirby im Kreis seiner Familie; das magersüchtige Model. Tabubrüche. Toscani machte damit Werbung im Auftrag der Modemarke «Benetton».

Toscanis Werbung hatte politischen Einfluss

Längst bevor in den 80er-Jahren das Wort Diversity erfunden worden war, hatte Toscani verstanden: Werbung ist immer nur so gut wie die Aufmerksamkeit, die sie erregt. Also fotografierte er an gegen Dumpfheit und Ignoranz, gegen die katholische Kirche und andere moralische Autoritäten. Er dehnt die Grenzen dessen, was möglich war, mit Erfolg: Das Bild des todkranken homosexuellen Kirby stiess 1992 unter Reagan (der den Begriff «Schwulenseuche» geprägt hatte) die erste politische Debatte über Aids an; das magersüchtige Profimodel führte 2007 auf den Laufstegen in Mailand zu ersten Debatten über ein Mindestgewicht bei Models. Die Zürcher Ausstellung «Oliviero Toscani – Fotografie und Provokation», die er selbst mitkuratierte, war ein enormer Publikumserfolg. Sie wurde mehrfach verlängert, und auch Toscani war anwesend, sofern es seine Gesundheit zuliess. Seine Verbundenheit zu seiner ehemaligen Schule war gross, die Dankbarkeit auch, Zürich war sein erster Schritt in die Welt.

Oliviero Toscani vor einem Selbstporträt, anlässlich einer Ausstellung in Florenz im Jahr 2016. Bild: Leonardo Bianchi/AP

Von der Schweiz in die Welt

Noch als Student beteiligte er sich an einem Wettbewerb für die amerikanische Fluggesellschaft PanAm. Er gewann, und es öffneten sich ihm die Türen von New York. Eine Ausgabe für «Uomo Vogue» ausschliesslich mit schwarzen Models war sein erster Coup aus dem Moloch, inspiriert von kreativen Randexistenzen. Es war die Zeit von Andy Warhol, Toscani arbeitete in seinen Kreisen und Klubs, in Schwulen- und Lesbenzirkeln, stilprägend. Die Einflüsse nutzte er später für seinen internationalen Durchbruch an der Seite des Benetton-Gründers Luciano Benetton. Nicht nur der Markenauftritt, die Verbindung von Gender, Rasse und Kulturen im Namen der Modefirma, selbst der Claim «United Color of Benetton», so die Legende, soll auf eine Idee des Fotografen zurückgehen.

Heute sind Toscanis Werbekampagnen politisch nicht mehr realisierbar. Er selbst hat die Entwicklung stets als Backlash verstanden und sich auf dem Höhepunkt seiner Karriere von der Werbung abgewandt. «Werbung ist ein lächelndes Aas» titelte er seine Autobiografie, ein starkes Statement. Dem Provokateur lag das vermeintlich Inkorrekte näher als das Mehrheitsfähige. Oliviero Toscani ist am Montag im Alter von 82 Jahren an seiner Krankheit gestorben.